

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 42 (1938-1939)
Heft: 12

Artikel: Die Hilfe
Autor: Jens, Ina
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-668054>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 28.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

ihm heim in ihr Haus. Und wie ehedem die Mutter, so stand nun auch sie davor wohl hundertmal, mit der gleichen kindlichen Freude. Er stand in ihrem Zimmer, ihm galt ihr Morgen- und ihr Abendgruß. Und wieder barg er wie früher das liebste und teuerste Gut des Hauses. Und sie streichelte sein blankes Holz mit der gleichen Zärtlichkeit, mit der sie ihrer Kinder Lockenköpfe lieb koste.

Dann aber kamen auch über dieses Haus dunkle, düstere Wolken gezogen, und die Insassen glaubten unter der Wucht schwerster Schicksalsschläge zusammenzubrechen. Und es hieß auch da fortziehen aus dem vertrauten lieben Haus und

Garten, sich trennen von dem vielen, das nun überflüssig, aber, ach, so teuer und so wert war! Die Männer trugen auch den Schrank wieder fort zu fremden Leuten, die von seiner Geschichte nichts wußten und den heißen Tränen, die ihm nachgeweint wurden. Vielleicht steht er nun auch wieder unter altem Gerümpel beim Trödler, Staub legt sich auf sein blankes Holz und die eingelegten Blumensträuße auf seinen Türen. Und keine Hand dreht mehr den großen Schlüssel mit dem kunstvollen Blattwerk und dem tanzenden Männlein.

Armer, lieber, teurer Schrank, der meiner Mutter und meine so große Freude einst war.

Die Hilfe.

Von Vna Jens.

Die Schule hatte wieder begonnen. Wir waren von der ersten Klasse in die zweite hinaufgerückt, und mit dieser Beförderung war natürlich viel Neues verbunden.

In einem langen schwarzen Rock stand neben dem Pult unser Pfarrer, ein ernster und ehrwürdiger Herr, und wir blickten bewundernd zu ihm auf. Er sprach vom Glauben und Beten und erzählte uns eine gar seltsame Geschichte, über die ich mich damals nicht genug wundern konnte.

Ergendwo in Afrika, dort, wo es damals noch Menschenfresser gab, war eine kleine Gemeinde frommer Christen im Hause eines Missionars versammelt. Selbstvergessen sangen sie geistliche Lieder und merkten in ihrer tiefen Andacht nicht, daß die wilden Kannibalen in Scharen draußen das Haus umringten, um sie zu überfallen und ihnen unter Qualen ein schreckliches Ende zu bereiten. Als sie schließlich ihre Feinde doch am Fenster gewahrten, wußten sie, daß nur Gott allein ihnen noch helfen könnte.

Sie fielen auf die Knie und beteten und glaubten, glaubten felsenfest an die Hilfe des Himmels, fanden aber in ihrer Verzweiflung und Todesangst nur wenige Worte, die sie immer wieder vor sich herstammelten: „Herr, unser Heiland und Gott, verbirg uns vor den Augen des Feindes! O, verbirg uns vor seinen Augen!“

Und siehe, ihre Hoffnung und ihr Glaube sollten nicht getäuscht werden. Das Wunderbare geschah. Die Betenden sahen wohl die Feinde draußen; aber die Feinde sahen die frommen Menschen in der Stube nicht mehr. Es war, als habe Gott den Wilden die Fähigkeit zu sehen genommen. Leer und öde erschien ihnen durch die Fen-

ster das Zimmer, und langsam verzogen sie sich wieder in der dunklen Nacht.

Der Pfarrer nannte dieses Ereignis das Wunderbarste, das je durch den Glauben geschehen sei.

„Seht Kinder“, sprach er, „so wunderbar hilft Gott den Menschen, die an ihn glauben. Ein herrlicher Spruch in der Bibel sagt schon: „So ihr Glauben habt, könnt ihr Berge versetzen!“ Das heißt: das scheinbar Unmögliche ist doch möglich durch unsern gütigen Gott im Himmel, aber glauben, ja glauben muß der Mensch! Und nun wiederholt mir die schönen Bibelworte: „So ihr... Und wir sielen alle im Chor ein: „So ihr Glauben habt, könnt ihr Berge versetzen.“

„Ja“, nickte er, „so ihr Glauben habt, könnt ihr Berge versetzen, und nun wollen wir beten.“

Während wir andächtig im Gebet versunken waren, tönten vom Kirchturm her dumpf und feierlich elf Schläge zu uns herein. Die Schule war aus.

Wir waren gerade im Begriff, mit Geschrei und Mappenschwingen hinauszustürmen, als unser Lehrer erschien und uns noch einmal zurückschickte. Als wir endlich mäuschenstill und erwartungsvoll wieder auf unseren Bänken saßen, begann er: „Für morgen habt ihr denn alle folgende Bücher und Hefte zu kaufen: Ein Rechenbuch, zweites Schuljahr, kostet sechzig Rappen, ein Rechenreinheft, kostet fünfundzwanzig Rappen, und ein einfaches Rechenheft, kostet zehn Rappen. Das macht zusammen fünfundneunzig Rappen. Wieviel habe ich gesagt?“

Wir brüllten alle zur Antwort: „Fünfundneunzig Rappen!“

„Das ist sehr wenig,“ fuhr der Lehrer fort,

„und darum erwarte ich, daß morgen alle ihre Sachen haben. Und nun geht nach Hause. Auf!“

Mit einem Ruck standen wir auf, und wenige Minuten später gingen wir die Dorfstraße entlang.

Als ich nach Hause kam, stieß ich gerade auf die Großmutter. Sie kam aus dem Hühnerstall und machte ein recht niedergeschlagenes Gesicht.

„Großmutter!“ rief ich. „Denk dir, es kostet fünfundneunzig Rappen. Das ist doch nicht viel, nicht wahr?“

Ich sah, ihre Zustimmung erwartend, an ihr empor. Sie aber sagte: „Was denn, Maja?“

Und ich begann: „Ein Rechenbuch, zweites Schuljahr, kostet sechzig Rappen, ein Rechenreinheft, kostet fünfundzwanzig Rappen, ein einfaches Rechenheft, kostet zehn Rappen.“

Als ich schwieg, sagte die Großmutter etwas zögernd: „Maja, so viel Geld habe ich heute nicht.“

Ich war ganz erschrocken. „Ist das denn viel?“ fragte ich, dem Weinen nahe.

„Nein“, sagte sie, „das ist gar nicht viel, aber ich habe es nicht.“ Und als sie meine Tränen sah, wischte sie mir sie mit ihrem Schürzenzipfel aus den Augen: „Weine nur nicht, Kind! Übermorgen haben wir's schon. Du weißt ja, das Perlhühnchen, das Schopfhennli, die Spanierin und die Lahme haben seit vorgestern keine Eier mehr gelegt, also werden sie es morgen gewiß tun. Dann habe ich ein Dutzend, und die kannst du dann beim Bäcker verkaufen. Dafür kriegst du einen Franken und zwanzig Rappen, und damit kaufst du dir die Bücher.“

Ich ging wortlos von der Großmutter weg in den Garten. Hinter dem Hühnerstall war ein großer Stein und daneben ein alter, mit seinen Ästen bis auf den Boden reichender Holunderbaum. Ich setzte mich auf den Stein und war zutode betrübt.

So arm waren wir also! Ärmer als die Armuten! Denn das war gewiß, es gab kein Kind, das morgen die verlangten Sachen nicht mitbrachte. Und ich war sonst immer die Erste gewesen. Immer hatte man mich wegen meines Fleisches und meiner Ordnungsliebe gelobt. Und morgen würden alle nun ihre schönen, neuen Sachen haben, und ich würde dastehen und sagen müssen, wir hätten kein Geld gehabt. Alle würden auf mich sehen, und in der Pause würden die Armuten und Schlechtesten und Dümmlisten mir eine lange Nase drehen und mir nachschreien: „Bettlerliese! Bettlerliese!“ Und meine Aufgaben würde ich auch

noch lange nicht machen können, und ich schrieb doch so gern auf das feine, neue Papier, und der Lehrer würde wütend auf mich werden, und ich würde nicht mehr die Erste sein ...

O, ich schämte mich schrecklich schon im voraus, und ich schluchzte so lange in meine Hände hinein, bis ich ganz müde davon wurde.

Dann merkte ich auf einmal, wie still es um mich herum war. Nah und fern kein Laut, kein Klang! Nur hin und wieder fiel ein Blatt von den Bäumen. Ich horchte in die Stille hinein, und da war es mir plötzlich, als hörte ich unsern Pfarrer, so wie er an diesem Morgen geredet hatte: „So ihr Glauben habt, könnt ihr Berge versetzen.“

Glauben? — Die in Todesangst betenden Christen in Afrika schwieben vor meiner Seele, und ihre wunderbare Rettung fiel mir ein.

Glauben? — Das könnte ich doch auch! Aber natürlich! O, ich konnte glauben, felsenfest, eisenfest, heilig glauben!

Mir war's, als ob mir plötzlich wunderbare Kraft verliehen sei, als ob mich ein Feuer durchglühte, durch das ich das Unmögliche selbst möglich machen konnte.

Ich stand auf und sagte ganz laut vor mich hin: „Lieber Gott! Ich glaube, ich glaube, daß ich jetzt auf dem Wege durch den Garten und über die Mauer bis zum Hause zurück fünfundneunzig Rappen finden werde.“

Und ich wandelte wie im Traume dahin, krallte meine Hände zu Fäusten, um die Stärke meines Glaubens zu zeigen, und plapperte immer todernst vor mich hin: „Ich glaube, ich glaube, daß ich fünfundneunzig Rappen finden werde. Ich glaube...“ und ich stieg über die Mauer.

Noch hatte ich nichts gefunden, aber der Weg war ja noch nicht zu Ende. „Ich glaube...“ begann ich wieder und starrete wie gebannt auf den Boden und spähte hinter jeden Stein und musterte jedes Fleckchen Erde mit meinen Blicken.

„Ich glaube, daß ich fünfundneunzig Rappen finde,“ sagte ich schon wieder, mit den Tränen kämpfend, und langte wieder bei dem Stein neben dem Holunderbaum an, ohne auch nur ein kupfernes Einrappenstück gefunden zu haben.

„Also mit dem Glauben ist es nichts“, dachte ich, „ist falsch, ist eine elende Lüge!“

Ich war nahe daran, an Gottes Dasein zu zweifeln. Da fiel mir in meiner Betrübnis ein, daß der Pfarrer uns nicht nur den Glauben, sondern auch das Beten empfohlen hatte.

Noch einmal richtete ich mich auf, wie ein Er-

trinkender an einer rettenden Hand. Ich wollte es doch noch mit dem Beten versuchen. Einen Augenblick sann ich nach. Dann kroch ich unter den Holunderbaum, wo mich niemand sehen konnte, kniete nieder und sang an ganz selbstvergessen zum lieben Gott zu sprechen. Ich habe ihm alles erzählt, ihm meinen ganzen Kummer gestanden und schließlich recht innig um die fünfundneunzig Rappen für die neuen Rechnungsbücher gebeten.

Als ich damit fertig war, stand ich auf und war merkwürdigerweise ganz ruhig. Fast getröstet ging ich endlich ins Haus. Ein frohes Erwarten erfüllte mich.

Als ich auf der Treppe stand, rief von unten die Großmutter ganz aufgeregt, ganz ungeduldig: „Maja, so komm doch! Wo bist du denn? Schnell, ich muß dir was sagen!“

Mir klopfte das Herz, und ich sprang über drei Stufen weg zu ihr. Vor mir stand die Großmutter. Ihr Gesicht strahlte. Sie hielt mir wortlos die offene Hand hin, und darauf lag — man denke mein grenzenloses Erstaunen — ein funkelndes Fünffrankenstück!

„Großmutter“, schrie ich, „wo hast du das her?“

Sie nahm mich bei der Hand und zeigte mir ein altes Ofenbankpolster, das sie eben ausgeklopft hatte, und erzählte mir, daß aus einem Riß beim Klopfen das Geldstück herausgefallen sei.

„Großmutter“, sagte ich bebend, „das hat der liebe Gott da hineingetan.“

Da meinte sie lächelnd: „Vor einigen Jahren ist ein Onkel von dir aus Amerika gekommen und hat mir Geld gebracht, viel Geld, und alles waren Fünffrankenstücke, und eines davon hat sich wohl damals in das alte Polster verloren, denn ich saß darauf, als ich das Geld zählte. Der liebe Gott hat also dies Fünffrankenstück zwar nicht hineingetan, er hat es aber zur rechten Zeit wieder herausfallen lassen. Darum wollen wir ihm von Herzen danken.“

Ich habe denn auch noch an diesem Abend mein Rechenheft für sechzig Rappen, mein Rechenreinheft für fünfundzwanzig Rappen und ein einfaches Rechenheft für zehn Rappen kaufen können, und niemand hat mich am andern Tag verhöhnt.

Alles war gut und schön — eben weil mir der liebe Gott so wunderbar geholfen hatte.

Der Sonntag.

Motto: Gebt der Seele einen Sonntag —
Gebt dem Sonntag eine Seele.
Rösegger.

Wenn am Sonnabend der Sonntag eingeläutet wird, dann zieht Frieden in jedes Herz, das sich noch müht, nicht dem hastenden Werktag ganz anheimzufallen. Der besinnliche Mensch freut sich auf die Stunden der Ruhe und inneren Einkehr, und er benützt sie weise und mit Bedacht. Nach sechs Tagen des Hастens und Mühens ist der Sonntag da; er bietet Gelegenheit, den Bedürfnissen des Herzens und der Seele zu genügen, und hier kommt es auf die richtige Einstellung an. Es ist nicht gleichgültig, wie die Sonntage verbracht werden, wenn man bedenkt, daß ein Siebtel unseres Lebens Sonntag ist, von 70 Jahren also 10 Jahre der Selbstbesinnung und der Erbauung gehören. Alle eigenen Wünsche, die der Alltag zurückzustellen heißt, können in diesen Stunden ihre Erfüllung finden. Wohl den Menschen, die ihre Sonntage recht zu nützen wissen, denen der Sonntag ein wahrer Feiertag ist! Gedanken, die über das Persönliche hinausführen, lösen uns von der Erdenschwere mit ihrem Leid

und lassen uns einen Horizont gewinnen, der es ermöglicht, den rechten Abstand zu wahren zu allem Geschehen. Wie wir zu der nötigen Entspannung kommen, ist an sich gleichgültig. Der eine bleibt in seinem Zimmer, der andere sitzt in seinem Garten und sinniert, und der dritte schweift durch Gottes schöne Welt und findet in Wald und Flur, was ihn innerlich erhebt und neue Schaffenskraft für den Werktag gibt. Jeder sollte sich indes bewußt sein, daß er den Sonntag heiligen muß, will er sich den Segen für die Woche nicht verscherzen. Was man am Alltag zu tun versäumt, holt der Sonntag doch nicht wieder ein, und eine Entweibung des Sonntags schnöder Habsucht wegen rächt sich immer, weil der Mensch in sich den Halt verlieren muß und nicht mehr Angelpunkt seiner Welt sein kann. Er wird irrig an sich und an seinem Tun.

Auch der leiblichen Erholung soll der Sonntag dienen; allen Geistesarbeitern besonders sei eine ausgiebige Wanderung durch Wald und Wiese wärmstens empfohlen. Die stummen Geschöpfe der Natur sind bemüht, sich dem Menschen, der ihnen offenen Herzens naht, verständ-